



etwas hart, aber klar und wohltönend, ein wenig nachlässig und gedämpft. Englische Worte, auch sie alte Bekannte für Anne Petrik, ebenso wie diese Stimme.

Sekunden verstrichen, dann wußte sie, daß sie sich nicht täuschte. Zu gut war der Lautsprecher, den ihr Bruder Helmut daheim betreute, zu gut der Empfang, für den der jugendliche Bastler sorgte.

Ben Norland sang dort unten, der populäre Tanzmusiker, der es verstanden hatte, sich in die Herzen von Hunderttausenden einzuschmeicheln, die ihm am Radio lauschten oder seine Platten spielten, von denen es hieß, daß sie die höchsten Auflagen aller Platten besaßen und seit etwa einem Jahr sogar mit denen Carusos konkurrierten.

Früher einmal hatte sich Anne gegen den Zauber seines Tenors gewehrt; wenn ihre Freundinnen von Ben Norland schwärmten, lachte sie und meinte, man könne unmöglich einen Mann lieben, den man nie gesehen habe, von dem man nicht einmal ein Bild in den Heften der Rundfunkblätter lände. Nach und nach aber hatte auch sie der seltsame Reiz dieser Stimme in Bann geschlagen.

Noch glaubte sie, sie habe sich getäuscht, eine Ähnlichkeit zweier Stimmen narre sie. Dann aber war der Tango zu Ende, und nach einer kurzen Pause setzte wieder das Saxophon ein, als müsse es dem Sänger zuerst die Melodie bringen, die er schließlich übernahm. Und da war es abermals eines der Lieder seines Repertoires, das Anne vernahm, und nun gab es keinen Zweifel mehr.

Sie ließ sich auf einem Rohrstuhl des Balkons nieder und lauschte. Bis er endlich das Lied sang, das sie über alles liebte: „Dinah . . .“ Aus anderem Munde wäre

es ein alberner Schmachtfetzen gewesen, er aber veredelte es durch die reiche Modulation seines Gesanges. Dieses Lied hatte etwas Rührendes, es war wie ein Schluchzen oder ein Klagen. Anne bettete ihr Gesicht in die Hände und fand die Nacht am Meer noch tausendmal schöner als vorhin, da tiefes Schweigen sie erfüllt hatte.

*

Am nächsten Morgen kam Anne das Erlebnis des Abends wie ein Spuk vor. Sie lag noch lange wach, obgleich die Sonne dicke Strahlenbündel in ihr Zimmer sandte. Und sie dachte darüber nach, ob es denn wahr wäre, daß sie unter dem gleichen Dach mit Ben Norland lebte.

Der Gedanke, sie könnte ihm unten beim Frühstück begegnen, scheuchte sie schließlich auf. Jetzt war sie voll zitternder Erwartung, und obwohl sie sich immer wieder dumm und töricht schalt, betrat sie die Veranda, auf der zur ersten Mahlzeit gedeckt war, unsicher und befangen.

Es waren nur ein paar Menschen anwesend, die ihren Kaffee tranken oder in ihre Zeitungen starrten. Zwei alte Damen mit einem sehr dünnen, verblühten Mädchen, ein Ehepaar mit zwei Jungen, die lärmend danach verlangten, an den Strand, zu ihrer Sandburg, geführt zu werden, ein älterer, sehr dicker kleiner Herr, dessen Häßlichkeit Anne interessierte, und zwei einzelne Frauen, offenbar zu Ehegesponsen gehörig, die noch nicht zum Frühstück erschienen oder schon früher aufgestanden waren. Niemand beachtete Anne; nur der kleine Dicke, dessen Gesicht wie das eines Nickelmans aussah, guckte über sein Zeitungsblatt mit großen, hervorquellenden



Augen auf die blonde Frische des jungen Mädchens hin. Sie senkte lächelnd das Haupt und dachte sich, wie komisch es wäre, wenn er plötzlich anfinge, ihr ein „Brekekekex“ zuzurufen. Darüber amüsierte sie sich eine Weile, aber er merkte es offenbar nicht und ließ immer wieder seine Augen aus ihren Höhlen treten, um sie zu mustern.

Der alte Kellner, der sie bediente, flößte ihr Vertrauen ein. Mit scheinbarer Gleichgültigkeit erkundigte sie sich bei ihm, ob ein Herr Norland im „Haus am Meer“ abgestiegen sei; aber er verneinte mit aller Bestimmtheit.

Ein neuer Gast war erschienen, und da er ratlos zwischen den Tischen stand, schwänzelte der Kellner auf ihn zu und fragte: „Welche Zimmernummer, bitte, mein Herr?“

Anne blickte auf. Sie hörte eine tiefe und sonore Stimme erwidern: „Einundzwanzig!“ Dann stockte der Schlag ihres Herzens, denn sie wußte, wen sie vor sich habe.

Ein hochgewachsener, schlanker, aber breitschultriger Mann war es, mit einem braungebrannten Gesicht, straff nach hinten gelegtem dunklen Haar, sehr elegant, aber doch mit jener Lässigkeit gekleidet, die den wahren Gentleman ausmacht. Ben Norland! Sie glaubte ihn erkannt zu haben. Zimmer 21, das Zimmer unter dem ihren. Sie war auf 31 untergebracht, und entsann sich, aus dem Munde der Pensionsinhaberin gehört zu haben, Zimmer 21 sei leider besetzt, aber gerade darüber, Nummer 31 sei ebenso gut, wenn nicht noch besser.

Er nahm in einer Ecke Platz, und erst

jetzt sah er sich auf der Veranda um. Sein Blick begegnete dem Annes. Sie spürte ihn fast körperlich. Vom Scheitel bis zur Sohle durchbebt sie ein Schauer. Dann wich sie ihm aus und betrachtete scheinbar gleichgültig das Bild der Dünen.

Er war also unter einem Decknamen im „Haus am Meer“ abgestiegen, sagte sie sich. Er wollte ungestört bleiben. Man mußte seinen Entschluß ehren. Niemals sollte er erfahren, daß sie ihn erkannt habe. Außerdem . . . was kümmerte er sie!

Der kleine Dicke hatte seine Zeitung zusammengefaltet und schaute noch immer verstohlen auf Anne hin. „Brekekekex“ schien sein Gesicht zu rufen, aus dem die Augen kugelrund heraushingen.

Anne stand auf. Ihr Frühstück hatte sie hastig und ohne eine Spur jener beschaulichen Ruhe verzehrt, die sie sich für ihren Urlaub vorgenommen hatte. Sie ging hocherhobenen Hauptes in das Innere des Hauses und fühlte doch, wie ihr die Blicke zweier Männer folgten: die des komischen Nickelmans und Ben Norlands.

Der Hausdiener sah ebenso vertrauenerweckend aus wie der Kellner. Sie wagte die Frage, wer unter ihr in Zimmer 21 wohne. Geschäftsmäßig kam die Antwort: „Ein Herr Heiden aus Berlin!“

Sie dankte verträumt, und so trat sie hinaus in den Wald, über die Kriegsliste des Musikers lächelnd. Heiden, ein gutes Pseudonym. Ob ihn andere wohl erkannt hatten? Sie wollte ihn ein wenig beobachten, aber nur ein wenig, unauffällig, unaufdringlich.

Als sie bald darauf am Meer entlangschritt, auf der sandigen Promenade, an